



Brieflich.

Novellette von E. Farbow.

[Nachdruck verboten.]

Schwarzenstein, den 15. Jan. 1890.

Geliebte Käthe!

Erst du mich und unsere Stadt verlassen hast, ist nicht nur nichts mehr darin, los — das wäre ja nur ihr Normalzustand — sondern man plagt mich unaußhörlich. Du glaubst auch gar nicht, welcher Unterschied darin liegt, ob eine junge Dame allein oder mit einer verehrtesten Freundin ausgeht. Allen! Das heißt natürlich mit Papa. Aber du weißt, wieviel Interesse ein alter Gelehrter den profanen Neigungen seiner Tochter entgegenbringt. Das war alles anders, so lange du hier warst, du energische, kleine Frau mit deiner unerschöpflichen Persönlichkeit, gerade jener Lebenswürdigkeit, welche es unendlich macht, doch an dich niemals eine Abdringlichkeit oder eine Käfiglichkeit herantraten könnte.

Aber du wirst nachgerade etwas anderes hören wollen als Fremden! Hastagen berühren, ist schwer, wenn man in einer kleinen Residenzstadt lebt, zweiundzwanzig Jahre alt und folglich frisch geworden ist und einer Flut von gutgemeinten Verrathsläpplern entlassen soll. Hastage ist, daß Durchläuft am Sonnabend zurückgekommen ist, daß Hastage ferner, daß drei neue Klanten die Dama mit beflegen werden, und Hastage endlich, daß ich mich zu Ede langweile. Ich treue mich nur auf eines, und das ist die Ankunft meines Stiefbruders, welcher ich fast schon aus seinen gelassenen Briefen an dich kenne, und der mich grüßlich finden wird, weil ich ston bin. Du weißt, er schied einmal, daß blonde Haare ihn unangenehm wären; weißt du vielleicht, warum?

Der neue Adjutant von St. Durchläuft ist übrigens ein charmanter Charakter und sehr hübsch; ebenfalls blond. Schreibe mir bald und schick mich wie gewöhnlich aus; dein Schelten giebt mir ungefähr dasselbe wohlige Gefühl, welches eine Klappe haben muß, wenn man sie gegen den Strich streicht. Nur Funken spritzen kann ich nicht dabel.

Ich liebe dich.

Stets deine Edith.

Schwarzenstein, den 1. Februar 1890.

Ihreeres Schwesterchen, liebe Käthe!

Ich bin rettungslos verliebt in deine Edith. Und gleich da ich dir wie ein Gebudener und Geschlagener nicht von vornherein gestehe, daß dein, wie du glaubst, verfechter und doch so offensichtlich Plan genaugen ist, nun, da ich dir sage „Diefse oder Keine“, nun komm auch und hilf mir weiter. Denn ich bin maßlos ungeschickt im Sprechen und weiß nicht, wie ich mich ihr in günstigem Licht zeigen soll. Was sagst du da an?

Dein alter Gerbard.

Telegramm an Herrn Gerbard Bodenhort:

Schreibe ihr!

Telegramm an Frau Käthe von Mühlen:

Ueber die Strafe? Nonsense.

Telegramm an Herrn Gerbard Bodenhort:

Nun also!

Mielaburg, den 10. Februar 1890.

Ihrer Gerbard.

Deine erloschen Zeiten habe ich soeben erhalten. Ich bin kein Deus ex machina. Willst du Edith haben, so gewinne sie dir hübsch allein. Welches Märchen auch, das von deiner Ungeschicklichkeit! Du bist nur Gott sei Dank keine Salonhölzlein. Sei also du selbst. Schönen Gruß.

Schwarzenstein, den 20. Februar 1890.

Ihrer Käthe.

Gestern Abend war Hofball. Der Adjutant war mein Tischherr. Ich habe mich getrennt; der Mensch ist vielleicht harmant im landläufigen Sinne, aber er ist kein Kavaler. Warum? Er hat mich in einem Schwundelanfall, der mich vor der Garderobe erfaßte, gefaßt, deutlich und klar auf die Wange geküßt, und hatte dann die bodenlose Kühnheit, als ich wieder zur vollen Bewinnung kam, mir eine fade Schmeichelei daraufhin zu sagen. Ich war so empört, daß mir thätlich die Worte im Halse frecken stoben und ich ihm schweigend den Rücken kehrte. Niemand hat es gesehen, aber ich bin dennoch voller Lohenden Jorns.

Jemand anders, dem ich vielleicht die Wange gern zum Kuß gereicht haben würde, hielt sich sehr fern von mir, und ich glaube, ich bin diesem Anderen so gleichgültig, daß ich trant kalteren könnte, er würde sich noch nicht einmal nach mir erkundigen. Laufend Grüße von deiner

zuletzt unglücklich Edith.

Schwarzenstein, den 5. März 1890.

Unabiges Fräulein!

Befolgend sende ich Ihnen die Briefe Prosper Merwees an seine Freundin. Es ist amöthig, Ihnen noch ein empfehlendes Wort mitzugeben, nachdem Sie mir gestern Abend Ihren Entschlussum über gerade diese Art

von esprit ausgeprochen haben. Nur wer so feines, unterschiedenes Denken mit einem so warmen Herzen verbindet wie Sie, mein verehrtes Fräulein Edith, kann einem stillen Bisherwurm wie mir solch köstliche Stunden bereiten, wie es unsere wenigen Bekannde waren. Ich schreibe Ihnen dies zugleich mit meinem thutigen Dank dafür, einem Dank, der nichts heftiger ersehnt, als sich noch recht oft ausprechen zu lassen. Da ich indeß heut wider alles Erwarten für einige Zeit verreisen muß, bleibe mir keine Zeit, Ihnen noch mehr als diese kühnlichen Worte zu sagen.

Schicken Sie, daß Ihnen ehrerbietig Ihre kleine Hand küßt

Ihr treuergehender

Gerbard Bodenhort.

Mielaburg, den 15. März 1890.

Geliebte Edith!

Was hast du mit meinem Bruder angestellt? Er ist fort, verschwunden, und ich fordere ihn von dir, weil man von seinem Eigentum wissen muß, wo es steht. Er hat vor acht Tagen, wie ich fürchte, ein Rentontre gehabt irgendwo in der Nähe Eurer Stadt, du mußt doch wissen, mit wem und wie es abgelaufen ist? Schreibe gleich

deiner Käthe.

Schwarzenstein, den 20. März 1890.

Meine liebe Käthe!

In welche Wirrjale stürzt du mich! Ich bin seit dem Empfang deines Briefes ja noch viel unglücklicher als vorher. Denn wenn es schon tragisch war, daß ich so alt werden mußte, um dann wie ein Nachfisch an einer vermeintlich unglücklichen Liebe zu nagen, so ist es doch noch viel trauriger, daß nun diese Liebe erwidert sein soll, ich aber nach wie vor mit leeren Händen dastehe und mich gräme. Hast du recht und liebt mich Gerbard, nun, warum sagt er es mir nicht? Er ist seit vierzehn Tagen wie verschollen. Von einem Rentontre weiß ich nichts, denn es hat nur eines derart stattgefunden, und zwar zwischen dem Herrn Adjutanten und einem anderen Herrn, man weiß nicht genau, wem; es sollen beide Beihilfen sein geblieben sein. Uebrigens interessiert mich auch solch ein Stadtsprach nicht. Was soll ich aber nun thun? Du hast gut deinen Bruder rellamiren! Wahrscheinlich fähert er in irgend einem verstaubten Archiv nach „Quellen“ herum und vergißt, daß die helle, warme Quelle des Lebens hier vergeblich für ihn sprudelt; vielleicht magt er sich überhaupt nichts aus mir. Ich mag nicht weiter schreiben.

Deine Edith.

(Schluß folgt.)

Die letzten Indianer.

Aus Dakota und Nevada kommen wieder einmal Nachrichten von Indianerzügen, und zwar ersten. Da die Leser hierüber ohnehin fast täglich aus den Depeschen Näheres feien, brauchen wir nicht auf sie eingehen. Aber diese Ereignisse regen zu Betrachtungen an über die Geschichte und Ansichten der Rothhäute, umsonst, als die Anbeter des „großen Geistes“ seit einem Jahrzehnt recht häufig von sich reden machen. Weist geschicht dies in ähntlicher Weise wie jetzt: durch Angriffe auf die Unionstruppen oder auf die Zivilvertreter der Vereinigten Staaten. Jeder sind diese Angriffe nicht selten nur zu gefeßlich, weil herausgefordert. Die „Weißen“ behandeln die Indianer nämlich oft überaus schmählich. Dies gilt in erster Linie von der Sternennanner-Republic, wie wir oskald zeigen werden, wozogen Canada ihnen die Treue nicht zu brechen pflegt. Freilich sind auch die Rothhäute nicht immer der ungeschickte Theil; im Gegentheil, auch von ihnen geht manche Bluttat oder Räuberel aus, nicht nur von den Bleichgesichtern.

Schwerlich ein zweites Volk auf Erden ruft so außerordentlich auseinandergehende Beurtheilungen wach wie die Indianer. Veler der Cooper'schen Romane, der Wild'schen Erzählungen, der einseitigen Bleichsüßberungen begeisterter Missionäre oder interessirter Handelsagenten sind geneigt, die Indianer in nebelhaft-romantischer Weise zu bewundern, von ihnen nur das Beste zu halten und allem Schlimmen, das man ihnen nachsagt, keinen Glauben zu schenken. Andere Leute hingegen — namentlich die Weißen im amerikanischen Westen, die mit dem „edlen Wilden“ häufig in Berührung kommen und in fortwährender Furcht vor dessen raubmörderischen Ueberfällen leben — sprechen von ihm nie ohne Abscheu, wenn sie halten ihn für doppelzüngig, hinterlistig, verträglich und grausam. Gewiß sind sie das Alles sehr oft, allein sie haben alle Ursache, dieselben Eigenschaften der kaukasischen Race zuzuschreiben. Der indische Christenprediger Sayers dürfte Recht haben, wenn er meint, daß die Weißen, mit denen seine Stammesgenossen an den Grenzen der großen Republik in Berührung kommen, häufig noch ärger sind als die Rothden, welche ursprünglich harmloser und weit milder verträglich waren.“ Die Indianer sind zu dem, was sie sind, wahrscheinlich größtentheils durch den Azebruch, die Habgier und die Selbsthät der Squatters geworden, deren Rücksichtslosigkeit in „Mr. Do“ — wie

der Indianer im „far west“ genannt wird — die Ueberzeugung befestigen mußte, das Bleichgesicht könne gar nicht anders sein als gleichmäßig und gewissenlos.

In der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahres machte der damalige Gouverneur von British Canada, der Marquis von Vorne, ein Schwelgeron der Königin von England, eine Inspektionsreise durch Westcanada. Er hatte damals vollauf Gelegenheit, von der Ergebenheit der indischen Stämme jener Gegenden für die „Große Mutter“ (Königin Victoria) sich zu überzeugen. Die Behandlung, deren sich dieselben unter der britischen Herrschaft zu erfreuen haben, ist nämlich eine recht gute. Die Beamten haben vielleicht nicht viel direct für sie gethan, aber sie halten getreulich alle offiziellen Versprechungen. Der Vortführer einer Abordnung der am Wahigusee hausenden Stämme hielt folgende Ansprache: „Wir sind in Begleitung unserer Frauen und Kinder hiehergekommen, um uns die Ehre zu geben, den Schwiegersohn unserer Großen Mutter zu sehen. Wir danken der Königin für ihre milde Behandlung; ihre Vertreter haben uns nicht betrogen, wie die Indianer in den Vereinigten Staaten betrogen werden. Ich trage diese mir von der Königin verleihe silberne Medaille mit der stärksten Liebe und Hochachtung.“

Die Kenntniß der gegenseitigen Beziehungen zwischen Rothhäuten und Bleichgesichtern in Amerika genügt nicht zur Beurtheilung des Charakters der Ersteren. Uebersangene Grübler über das „indianische Problem“ müssen den Schlüssel hierzu zunächst und hauptsächlich in den Moral begriffen, dem Sittlichkeitsvermesser der Urewohner suchen. In dieser Hinsicht schreibt Dodge*) sehr richtig: Als Kind wird der d'zianer nicht erzogen. Von seiner frühesten Jugend an kennt er nur ein Geheiß: den eigenen Willen. Er lernt nicht zwischen Recht und Unrecht unterscheiden. Seine Mutter legt ihm aufhorchendes Ohr nicht mit Geschäften von „guten kleinen Kindern“ und „fürchterlichen Strafen für schlimme Kindern“. Furcht vor Strafe schreckt übermüthige oder zornige Knaben von nichts ab. Niemand belehrt ihn über die Schönheit und Belohnung der Tugend oder die Abscheulichkeit und Ahndung des Lasters. Die Männer, die er täglich sieht und an deren Beispiel er sich bildet, bemessen ihren Werth und ihre Bedeutung nach dem Grade ihrer Grausamkeit, der Anzahl der von ihnen erbeuteten Sklavs und dem Umfang ihrer Plünderungen. Seine Mutter nährt in ihm nur den Wunsch, möglichst bald ein hervorragender Kämpfer und Räuber zu werden. Der Unterrikt seines Vaters hat nur den Zweck, ihn zu einem tüchtigen Jäger, Plünderer und Mörder zu machen.“ Da dem Indianer jeder moralische Sinn — nach unseren Begriffen — abgeht, kann er, gleich dem Königen von England, „kein Unrecht thun“. „Vord und Diebstahl sind seine Erwerbszweige.“ Er betrachtet den Muth des Weihen für nützlich, weil dieser, um einem Feinde das Leben zu nehmen, sein eigenes auf Spiel setzt. Er hält es für richtiger — und er rühmt sich dessen — seinen Feind in einen Hinterhalt zu loden oder ihn im Schlafe zu überrompeln oder aus einem Versteck auf ihn zu schießen. Er ist überzeugt, daß Niemand, der skalpirt worden, in den Himmel kommen könne, und er hat beim Skalpiren gewiß keinen anderen Gedanken als das Streben seiner Opfer möglichst zu schädigen, indem er es um's Seelenheil bringt. Darum auch macht er im Kriege mit andern kuppferfarbenen Stämmen oft die verzweifeltsten Aufstreichungen, den Beiznam eines gefallenen Freundes davonzutragen, ehe derselbe von seinem Besieger skalpirt wird. Einige Stämme thun sehr religiös; aber ihre Religion erstreckt sich nur auf die Vorbereite, die ihr „guter Gott“ ihnen hienieden zuwenden fans, und auf das Unheil, das sie zu erwarten hätten, falls ihr „schlechter“ Gott die Oberhand erlangen sollte. Sie unternehmen daher keinen Streifzug, ohne die „Götter“ zu befragen, ob die Auspizien günstig oder ungünstig feien, was ja bekanntlich auch die alten Römer thaten. Der Indianer glaubt zwar an ein künftiges Leben, an ein Jenseits, doch erstreckt sich die Macht seiner beiden Gotttheiten nicht über die irdische Laufbahn hinaus; er glaubt nicht, daß sein Schicksal in jener andern Welt von seinem Verhalten auf Erden abhängt.

Die vorstehenden Thatsachen erklären Manches und entschuldigen vieles. Höchst bezeichnend für den Charakter der modernen Kuppferhaut ist das folgende Gebet, das ein Mitglied des Stammes der „Köhnen“ an den „Großen Geist“ richtete und das wir vor Jahren in einer Zeitung lasen:

„Ich bin arm, das ist schlimm. Laß' mich ein Häuptling werden. Gib mir viel Pferde; laß' mich ichne Pferde stehlen; gewähre mich diese Bitte. Laß' mich durch Herzug Jintens erweben. Gib mir ein schönes Weib. Gib mir täglich Büffelfleisch. Wir brauchen keinen tiefen Schnee; wenig Schnee ist vortheilhaft. Laß' mich „Schwarzfüße“ (ein den „Köhnen“ feindlicher Stamm) tödten. Gib uns Decker und seine Speisen. Gib den Deuten überhaupt reichlich zu essen und viele schöne Büffel. Halte die Leute vom Jagen ab, das wird gut feien.“

*) Ein Autor, der einen großen Theil seines Lebens inmitten verschiedener Indianer-Stämme zubrachte.

Als Hauptzug, als unaustrittbar, tiefwurzelnde Eigenschaft der modernen Indianer kann man im Allgemeinen den Haß gegen das Weichgeseht bezeichnen, dessen systematische Fortwärtung genügt, um sie zu verdrängen. In den „Reservations“, die ihnen von der Unionregierung im Westen und Süden der Vereinigten Staaten zur Verfügung gestellt wurden, leben ihrer noch ungefähr vierhunderttausend theils ganz wild, theils halb von der Kultur belebt, in Canada etwa 60.000. Im großen Ganzen haben sie sich als zivilisationsunfähig erwiesen. Ob das auch dann der Fall gewesen sein würde, wenn sie im Allgemeinen besser behandelt worden wären, oder wenn man zu ihrer Zivilisirung andere Maßregeln ergriffen hätte, ist eine offene Frage. In Wirklichkeit ist Mr. Lo nicht nur nicht zivilisirt worden, er hat auch alle edeln Eigenschaften, die er möglicherweise einfließen lassen mag, jedenfalls längst eingebüßt. Der Heidenkann von Mexiko bis Nebraska wandern, ohne auf eine einzige Nothhütte zu stoßen, die materiell oder romantisch genug wäre, um auch nur im Entferntesten an den „Pforte Nothhüter“ zu erinnern.

Der schlimmste aller Anfälle, die Mr. Lo in neuerer Zeit auf das verhasste Weichgeseht verübt hat, ging im September 1881 von den Apachen in Arizona aus und richtete sich gegen eine Abtheilung Unionssoldaten. Man hatte in Washington gehacht, die überaus wilde Stamm sei ruhig und müde geworden, wie man dies ja auch von den jetzt wieder aufgeblühenden Sioux so lange geglaubt hat. Offenbar aber hatten die Apachen nur eine glühende Geltzerheit abgewartet, um ihr Mithschen recht stark fähig zu können. Zur genannten Zeit überzogen sie ihren Trupp und meißelten einige Offiziere, sowie eine größere Anzahl von Soldaten nieder. Wie alle Indianer, welche mit regulären Truppen ein Nüßchen pflücken wollen, haben auch die Apachen die lebenswichtige Gewohnheit, dieselben entweder in einen Hinterhalt zu locken oder des Nachts im Felslager zu überfallen und möglichst viele ins Jenseits zu befördern, wobei sie freilich, wenn sie auf einen in der Felsbildung mit ihnen bewanderten General stoßen, in der Regel zehnmal so große Verluste erleiden, als die Opfer ihres Hasses. Oft werden Gruppen ahnungsloser Reiter, die nicht wissen, daß in der Nähe Nothhütten haften, plötzlich von deren entsehligen Kriegsgelächri überfallen und bekommen alsbald eine todbringende Salbe in den Rücken. Man nimmt allgemein an, daß den zur Mannbarkeit heranwachsenden Apachen jüngerlinge der feilsche Eid abgenommen wird, keinen Angehörigen der kaukasischen Race, der ihnen in den Weg kommt, zu töhnen: weder Mann noch Weib, noch Kind. Die Apachen sind denn auch der gefürchtete aller Stämme. In Cozzens' Buche „Das Wunderland“, welches Arizona behandelt, werden sie folgendermaßen geschildert: „Ihr Charakter gleicht dem des Prairiewolves — sie sind feig, blutdürstig, schelgerlich. Sie suchen stets Gelegenheit, Frauen und Kinder umzubringen und dann, wenn möglich, zu entführen. In die Enge getrieben, kämpfen sie allerdings tapfer und verzweifelt. In ganz Süd-Arizona giebt es kaum eine Overtiemeile, innerhals welcher die Apachen nicht kauftäufiges Blut vergossen hätten. Die Apachen können nun und nimmer gezähmt, unterjocht oder zivilisirt werden.“ Sämmtliche der Unionsarmee angehörende Indianerkämpfer theilen die Ansicht Cozzens', und dieselbe darf ohne Weiteres auf viele andere Stämme ausgedehnt werden.

Ueberhaupt ist auf die Dauer an ein freundliches Zusammenleben von Indianerindianertheilen mit Weissenmehrbelien nicht mehr zu denken. Einerseits zieht Mr. Lo, statt innerhals seiner Reservierereie zu jagen oder Ackerbau zu treiben, es nur zu häufig vor, deren Grenzen in räuberischer Weise überschreiten; andererseits machen sich die benachbarten Quattler kein Gewissen daraus, bei ihm einzufallen und Theile seiner „Reservations“ an sich zu reißen, um sie für ihre Zwecke zu kultiviren, und so macht die Verdrängung immer größere Fortschritte. Alle Gegenden, in denen die heute noch einigermaßen großen Stämme der Sioux, Apachen, Krähen, Chippewas u. h. w. haften, erkennen sich zu großer landwirthschaftlicher oder mineralischer Reichthümer, daß ihre weiße Bevölkerung mit erlaunlicher Schnelligkeit anwächst. Jede neue Weiße Siedelung treibt einen Stamm rückwärts und bald werden die Ausdehnung des Siedelungsmehres, die zunehmende Einwanderung und die sich immer mehr ausbreitende Kultur dem rothen Mann vollends das Messer an die Kehle setzen.

Das Darwinianische Naturgesetz vom „Ueberleben des Gelegeneren“ zeigt sich nirgends in so grellem Lichte, wie bei der langlanten, aber sicheren Verdrängung des „Mr. Lo“. Der Menschenfreund mag das verschwinden der Ueberbevölkerung bedauern, aber dasselbe kann nicht aufgehalten werden. Die Natur will, daß Völkerschaiten kommen und gehen. Ueber kurz oder lang müssen sämtliche Indianerstämme — die australischen nicht ausgenommen — aussterben; einige werden sich vorher als sehr zähe erweisen und den Weissen, insbesondere den Truppen der Vereinigten Staaten, noch manche harte Nuß zu kneten geben, aber daß ihre Tage gezählt sind, unterliegt keinem Zweifel. Vor etwa zehn Jahren äußerte General Sherman: „Die Indianer müssen uns zänzlich aus dem Wege gehen; ihun sie es nicht, so müssen sie die Folgen hinnehmen.“ In der nackten Wirklichkeit ist es ihnen aber unmöglich, den Weichgesehtern „gänzlich aus dem Wege zu gehen“. Im gemein mineralreichen und fruchtbarsten Sandstrichen — die Hünen, wilden Ronanden mehr entgegen können. Der Stamm der Delawares zählt

jetzt nur noch rund 100 Personen; von den einst so zahlreichen „Fächern“ sind nur 35, von den Cajugas bloß 180, von den mächtigen Potowomacis kaum mehr als 1900 übrig geblieben. Der ungeheure Kontinent, welcher ehemals größtentheils von tapferen Menschen bewohnt war, erklärt sich fortwährend zu unpassende ethnographische Umwälzungen, daß die zu Ende des zwanzigsten Jahrhunderts lebenden Völkeryphologen den Indianer wohl nur noch aus Büchern kennen werden.

Chinesische Fabeln.

Die Anwendung von Fabeln, um irgend eine einfache Wahrheit mitzutheilen, oder um die Gedankenreihe eines Sittenpredigers zu bekräftigen, ist im chinesischen Familienleben ebenso bekannt wie im Westen. Doch ist es eigenthümlich, daß die Chinesen — mit zwei Ausnahmen, auf die wir gleich zurückkommen werden, — keine Sammlungen von Fabeln besitzen, findet man deren auch in ihrer Literatur die Menge vor. Die Litteratur des Landes scheinen die Fabeln zu verachten, indem sie vorgeben, daß dieselben nur als Lektüre für Frauen und Kinder nützlich sind; dessenungeachtet scheuen sie sich nicht, dieselben mitunter anzuwenden. Als eine der Ursachen dieser anmaßlichen Stellung, welche die bezopften Schriftgelehrten einnehmen, muß man wohl den Umstand anführen, daß jene beiden einzigen bekannten Sammlungen in chinesischer Sprache Uebersetzungen aus sanscrit-buddhistischen und Hakt-Quellen sind und daher dem chinesischen Gedankengang fremd sind. Der wahre Coniunctant verachtet buddhistische Fabeln ebenso sehr wie buddhistische Gebete. Die Beamten fürchten sich außerdem ungemein vor der Satire, welche die Fabel enthalten mag; es ist höchst wahrscheinlich, daß eine volksthümliche Sammlung ihrer Axtoren und Herrschern große Unannehmlichkeiten bereiten würde. Vor etwa fünfzig Jahren wurden ungefähr achtzig Aesop'sche Fabeln von einem englischen Sinologen ins Chinesische überseht, die auch von den Chinesen äußerst freundlich aufgenommen wurden. Die Beamten lassen sie auf's Eifrigste, bis die Manuarie, welche halb landen, daß die Moral welche sie enthalten, auf ihre allen Gebrauche angewendet werden könnte, die Unterdrückung des Wertes anfechten. Doch ist ihre Macht natürlich nicht stark genug, um die zahlreichen Fabeln, welche theils die chinesische Literatur besitzt oder welche durch mündliche Uebersetzung von Generation auf Generation herabgekommen sind, auszumergen.

Die älteste bekannte chinesische Fabel scheint aus dem Jahre 315 vor Chr. herzustammen und zwar von einem Staatsmann Namens Su-tai, der ein Rathgeber des Prinzen von Tschao war und der dieselbe erzählte, um die Nothwendigkeit der Einigkeit unter denen zu veranschaulichen, die durch einen gemein an Feind gedrängt werden. Dieselbe lautet: „Eine Mäusel konnte sich am Ufer eines Flusses, als sich eine Nothdornmel näherte und auf sie loskämpfte. Die Mäusel schloß ihr Haus und zwolte den Schnabel des Vogels, worauf Letzterer sagte: Falls du mich nicht heute oder morgen losläßt, wird es eine todt Mäusel geben. In diesem Augenblicke kam ein Fächer hinzu und fing beide Thiere.“ Eine der bestbekannten chinesischen Fabeln, die allerdings buddhistischen Ursprungs zu sein scheint, ist die von der Raze und den Mäusen. Sie ist folgenden Inhalts: „Eine alte Raze sah eines Abends schreiend mit halbgeschlossenen Augen aufrecht da, als sie von zwei Mäusen gelesen wurde. Dadurch in Staunen gesetzt, daß ihr alter Feind so unangenehm war, sagten sie gegenseitig zu sich: „Wozu hat sich ihr Leben gebessert, es betet, und wir brauchen keine Angst zu haben.“ Beide begannen daher miteinander zu spielen, ohne auf die Raze Acht zu geben. Raum kamen sie aber in deren Nähe, als sie auch schon auf eine der Mäuse lossprang und dieselbe verzehrte. Die andere entfloß und in ihren Schlupfwinkel zurückgehend bemerkte sie: „Wer hätte das gedacht, daß eine Raze, die ihre Augen schließt und betet, so handeln würde?“ Die Moral ist, daß man denjenigen, welche die Andacht öffentlich zur Schau tragen, am wenigsten trauen kann.

Einer weiteren beliebten Fabel verdankt eine allgemein bekannte chinesische Redensart ihren Ursprung. Schwine, so heißt es in der Fabel, sind in Korea ausnahmslos schwarz; als man aber einmal ein weißes vortand, erachtete der König, der davon hörte, es der Mühe werth, dasselbe dem chinesischen Kaiser zum Geschenk zu machen, und entsandte demgemäß Bediente nach Peking, um das Thier dem Kaiser zu überbringen. Als letztere aber in der chinesischen Hauptstadt anlangten, fanden sie, daß weiße Schweine dort etwas ganz Gewöhnliches seien und daß sie sich zum Gegenstande des Schächters machen würden, falls sie ihre Willst erfüllen. Daher die Redensart, ein weißes Schwein dem Kaiser darzubringen, welche gleichbedeutend mit unserem „Eulen nach Athen tragen“ ist. Schlangen figuriren häufig in chinesischen Fabeln. Eine der am meisten klirren dieser Art erinnert sehr an die wohlbekannte Geschichte vom Wagen und den Händen, in der die letzteren sich weigern, stets zu arbeiten, um ein Organ zu beschreiben, welches nichts für seinen Broderwerb thut. Die Fabel lautet folgendermaßen: „Der Kopf und der Schwanz einer Schlange stritten mit einander, indem der letztere behauptete, daß er ebensoviel Recht wie der Kopf habe, die Bewegungen des Geschöpfes zu bestimmen, um so mehr, da er aller Freuden des Essens und Trinkens theilhaftig werde. Dem Schwanz wurde daher die Erlaubniß erteilt, das Kommando über die Körperbewegungen zu übernehmen, und er fing damit an, sich rückwärts zu bewegen. Da ihm jedoch von der Natur keine Augen gegeben sind, stürzte er beide Enden

des Thieres bald ins Verderben, dadurch, daß dasselbe in einen morastigen Graben fiel, aus dem es nicht wieder herauskam, und bald darauf ertrank.“

Der Tiger bildet für den Aberglauben der Chinesen einen solchen Lieblingsgegenstand, daß seine Einföhrung in die Fabeln nur-natürlich ist. Eine der bestbekanntesten Fabeln dieser Art, deren Moral lehrt, wie Scharffinn werthvoller als Kraft ist, lautet: „Ein Tiger war im Besitz, einen Fuchs zu verschlingen, als Reinde sich sein Leben aus dem Grunde erbat, daß er klüger als alle anderen Thiere wäre. „Falls Du meinen Worten nicht glaubst, komm' mit mir und sieh,“ sagte der Fuchs, das dieses Paar zu Gesichte bekam, stob natürlich, sobald es sich näherte, und der Tiger, welcher zu dumm war, einzusehen, daß er selber die Ursache des Schreckens war, bekam große Achtung vor seinem Genossen und wagte nicht, ihn anzugreifen.“ — Nachstehende Fabel illustriert in schlagender Weise die Thorheit von schlecht angebrachter Scharffinn: „Ein gewisser Regen besah, von falscher Delonomie getrieben, daß alle Pferde, welche seine Kavallerie besaß, in Friedenszeiten in Weiden Weiden fressen sollten. So lange im Lande Frieden herrschte, ging Alles gut. Raum war aber den Truppen anbestellen worden, in den Krieg zu ziehen, als man auch schon herausfand, daß die Pferde nur in einer kreisförmigen Richtung laufen wollten; sie wurden deshalb eine leichte Weiche der Segner.“

Zwei weitere Fabeln erinnern uns sehr an alle Bekannte aus unsemen Schulbüchern, doch sind sie rein chinesischen Ursprungs. Eine Räuherbande griff ein Dorf an und löbte alle Einwohner, zwei Personen ausgenommen, von denen die eine so blind war, daß sie ihren Weg nicht mehr finden und die andere so lahm, daß sie unmöglich davonlaufen konnte. Nach großen Vermüthungen gelang es dem Blinden, den Rahmen auf den Rücken zu nehmen und dadurch, daß letzterer den Weg wies, gelang es Weiden, ein Nachbardorf zu erreichen, wo sie freundlich aufgenommen wurden.“ Das System der wechselseitigen Abhängigkeit, eine so wesentliche chinesische Tugend, ist in dieser Fabel recht schlagend veranschaulicht. — Die zweite Fabel illustriert die Thorheit des Geizes: „Ein reicher Priester hatte eine schöne Sammlung von Juwelen zusammengebracht, auf die er sehr stolz war. Er zeigte dieselbe eines Tages einem Freunde, der auch seine Augen an den Gelfeinen ergöbte und beim Abschiednehmen seinem Freunde für die Juwelen dankte. „Wie,“ schrie der Priester auf, „ich habe sie Dir nicht gegeben; warum dankst Du mir?“ worauf sein Freund ihm antwortete: „Ich habe um Wenigsten ebenso viel Freude an ihrem Anblicke gehabt, wie Du der einzige Unterschied zwischen uns, den ich sehen kann, ist, daß Du die Mühe hast, sie zu bewachen.“ (Staatsrat'scher Lloyd.)

Räthsel *)

Räthsel.

Wäht du die erste Silbe fast bebandeln, Bleibt hart und starr fe, die als weich bekannt; Doch wird der Sturmfium sich in Wille wandeln, Bannest du der warme Druck der Hand. Sie nährt des Ganges dünnen Lebensadern, Sie nährt ihn, auch, zu ihrem eignen Schaden, Und löbt der Ordinvitme grauen Tod.

Dem müden Greis auf schwanken schmaden Füßen Tragt still die Zweite ihre Kreuze an; Doch wehe, soll ein junger Fremder hüßen, Wie furchbar droht, wie tödtlich weilt sie dann! Du siehst auf die erst goldne Sumpfen glänzen, Bald schmückt sie sich mit bunten Rosenkränzen, Bald mit der Liebe schöngeletem Grün.

1	2
3	4

In jeder Wohnung noch so klein Wird stets 1. 4. zu finden sein. 4. 1. dagegen ohne Einhalt. In jedem Stöckchen nur ein mal. 2. 4. fkt drin, stündert und denkt. Wie alles man zum besten sent. Es muß 1. 2. die Haus Thür schließen, Auch Köhler tragen, Blumen begießen. 3. 1. begiebt der reiche Mann, Wenn er die Stadt verlassen kann. 3. 2. der ader, pflügt und mäht, Arbeitet wohl von früh bis spät. 3. 4. ein Ritter ohne Fabel, Royal, galant, von altem Adel.

Auf Händen trägt mich jeder Mann, Mit Füßen tritt mich, wer es kann. Und wer mich trägt in seinem Kopf, Den hält die Welt für einen Troop; Doch wer mich trift, lo wie er muß, Dem nennt man einen Wiffikus.

Die Auflösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer. Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einleiden, werden dann auch veröffentlicht.

Auflösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer. Auflösung des Räthfels: Preis, Reis, Eis. Richtige Lösung: S. Dreubaup.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.